

„Mein Name

ist

wie

der Staub

der Straßen.“

***Zeugnis ablegen
von der Obdachlosigkeit
und von der Illusion des Besitzes***

Widmung:

Ich verneige mich in Ehrfurcht und Liebe
vor den Menschen auf den Straßen,
den Obdach- und Heimatlosen hier und in allen Städten der Erde,
vor denen, die helfen und geben,
vor denen, die weitergehen.

Vorspruch – Mala erbitten

Um am Straßenretreat der Peacemaker-Gemeinschaft (gegründet von dem amerikanischen Zen-Meister Bernard Glassman Roshi, der darin Zen-Erfahrung und liebendes soziales Handeln in der Welt eins sein lässt) teilnehmen zu können, muss ich eine Mala erbitten, einen Geldbetrag von einem Kreis von mir nahe stehenden Menschen, die mich und meinen Weg damit unterstützen. Dieses Geld kommt nach meinen Tagen auf der Straße zur Hälfte der Peacemaker-Gemeinschaft und ihren spirituell-sozialen Projekten zugute. Die andere Hälfte geht zu den Armenküchen und Obdachloseneinrichtungen jener Stadt, wo wir fünf Tage leben und betteln und essen und schlafen. So habe ich auch eine innere Antwort auf mein Gefühl in diesen Tagen, den wirklich armen Menschen etwas wegzuessen. Das, was ich esse, kommt mehrfach zurück – so ist es doch immer bei einem von Herzen kommenden Geschenk: Du empfängst selbst, wenn du gibst, mehr als du gibst. So findet sich ein Kreis von Menschen, die mich unterstützen, die damit die Armen einer deutschen Stadt nähren, die aber auch mit Gedanken und Gefühlen und Wünschen mich begleiten auf diesem Weg. Bei dieser Reise habe ich das bisher leichteste Gepäck aller meiner Reisen, nämlich nur warme Kleidung, die ich gerade trage, nichts zum Wechseln und eine Tüte zum Sammeln von Dingen, sowie eine Plastikflasche für Wasser. Bevor ich mich auf die Reise begeben, mache ich mir eine

symbolische Mala, eine Kette mit „Holz-Perlen“, die mich an die Menschen erinnert, die mich mit einer Gabe unterstützen. Soviel Menschen, soviel „Perlen“. Nein, ich mag keine Holzkette kaufen, ich erbitte die „Perlen“ von Dingen, die sich in meiner Wohnung finden, oder auch von der Landschaft hier in Luxemburg. So nehme ich eine trockene Fruchthülse aus Indien, ein Stück von einem Holzhund, der mich an eine kostbare und auch schmerzvolle Zeit meines Lebens erinnert, eine Münze aus dem polnischen Ort Oswiecim (deutsch: Auschwitz), Teile von einem Klangstab, den Aboriginal-People in der australischen Wüste gemacht haben, Teile von einem Holz, das mich hier in den luxemburgischen Wäldern findet... Daraus wird nun die dreifache Erinnerung: an all das, was sich mit meinen „Perlen“ verbindet, an die Menschen, die mich (und die Armen) unterstützen, an meinen Weg auf die Straße.

Ankunft auf der Straße

Wir sind eine kleine Gruppe, die fünf Tage auf den Straßen einer deutschen Stadt das Leben mit Obdachlosen und Armen, mit Loosern und Gestrandeten teilen will. So komme ich an. Was heißt das, hier anzukommen, wo kein Zimmer auf mich wartet, keine achtungsvoll-höfliche Begrüßung (weil ich ja bezahle für meinen Aufenthalt, für das Essen, für den Service...)? Nein, hier bezahle ich nicht, weil ich jetzt kein Geld habe. Tausendmal über Straßen gegangen, tausendmal Bettler gesehen, das erste Mal komme ich an auf der Straße: ich sehe die leeren Bierflaschen, die man in kleine Geldbeträge umwandeln kann, wenn man sie sammelt und als Pfand abgibt; ich sehe die Kartons, die man nach Einbruch der Dunkelheit gut als warme Unterlage zum Schlafen nutzen kann; ich sehe die Plastikplanen an einer Baustelle, die ich mir hole, nachdem alle Arbeiter verschwunden sind, die keiner mehr

braucht, die uns aber einen guten Regenschutz bieten können; ich sehe... die Straße das erste Mal. Und ich sehe die Menschen, die mir plötzlich viel ähnlicher sind, die Menschen, die umherziehen, mit Tüten und alten Flaschen, die nicht hektisch und zielgerichtet zum Büro rennen, die nicht selbstgenügsam und wohl gekleidet die Straße entlangschlendern. Ich sehe diese Menschen, die mich anders ansehen, nicht ganz wissend, ob ich schon einer von ihnen bin, oder ob es dazu noch einige Wochen braucht, einige Wochen der Verwahrlosung, des Nichtwaschens, des Übernachtens draußen im Park, der Verzweiflung. Ich komme an auf der Straße! *Du, der Du wirklich hier lebst, ich sehe Dich, Du bist ein alter Mann mit verwittertem Bart und einem zerschissenen Hut. Du bist auf der Suche nach leeren Flaschen, Du ziehst unstedt umher, Du sitzt mir gegenüber in einer Armenküche und bist so ganz bei Dir – oder wo bist Du? Kurz reden wir, Du willst keine Gespräche, aber Du antwortest klar. In Deinem Blick ist ein Verdämmern und zugleich eine lauernde Wachheit für's Überleben. Du bist fertig mit der Situation, Du kämpfst vermutlich nicht mehr dagegen. Ist da Verzweiflung in Dir, oder Resignation? Was hast Du erlebt, dass Du jetzt unter der Brücke schläfst, was wäre aus Dir geworden, wenn es keinen Besitz, keinen Reichtum, keine Armut gäbe...? Du, der Du wirklich angekommen bist auf der Straße – mit der ganzen Härte dieses Lebens, Du...*

Betteln, um zu leben

Für mich die schwierigste Seite des Lebens auf der Straße ist das Betteln. Es zeigt mir nicht nur die materielle Bedürftigkeit, es zeigt

mir die menschliche Bedürftigkeit. Dies erinnert uns an Kindheit, aber es ist noch mehr. Es nimmt Würde; es ist lässt so anders sein, dass man erst oft nur Staunen erntet – wie, das gibt es, dass da jemand kein Geld hat?

So laufe ich durch die Stadt – mehr oder weniger ziellos. Ich sehe die Menschen an, wer mir wohl etwas geben würde. Natürlich ist das meine Vorstellung. Manchmal bitte ich jemanden um Geld, wo ich denke, der oder die gibt mir bestimmt nichts, so wie er oder aussieht. Dann bin ich überrascht, etwas zu bekommen. Ich komme meiner Phantasie auf die Schliche. Ich gehe zu einem sympathisch aussehenden Mann mittleren Alters: „Entschuldigung, ich lebe zur Zeit auf der Straße, hätten Sie einen Euro für mich?“ Nein, er geht weiter. Eine Minute danach: dieser Mann ist hinter mir hergelaufen: Entschuldigung, ich war eben in Gedanken, natürlich will ich Ihnen etwas geben. Er gibt mir ein Zwei-Euro-Stück. Whau, das ist viel Zeug auf der Straße, damit ist mein Mittagessen in der Armenküche gesichert, und ein Kaffee dort, und ich habe noch 20 Cent übrig, damit kann man ja noch was anstellen...

An einer Fischbrötchen-Bude. Bitte fragen Sie meinen Chef, sagt der junge Verkäufer. Hier ist er nun wirklich da, der Chef, denn oft ist er ein geheimnisvolles Nein, das die Verkäuferin/der Verkäufer dann nicht zu verantworten hat: mein Chef will das nicht, ich werde sofort entlassen, wenn ich Ihnen ein Brot schenke. Also, hier ist er da, „der Chef“. Ich frage ihn, ob ich ein Fischbrötchen bekomme (ich liebe Fischbrötchen!). Er steht mit Klarheit und Würde vor mir an der Theke: Welches wollen Sie? Dies dort. Er packt es ein mit Serviette. Guten Appetit; vielleicht kommt das Gute ja mal auf mich zurück, sagt er. Ich gehe. Dieser Mann hat mich mit Würde bedient, obwohl ich kein Geld habe. Von Mensch zu Mensch. Das ist kostbar. Das sind Edelsteine für die Seele auf der Straße.

Ich brauche noch 5 Cent für ein Essen in der Obdachlosenküche. Ich frage ein junges Paar: Eiskalt, nein – keine Lust! Gut betteln ist in dem schönen großen Park der Stadt, den wir auch als Gruppe immer wieder als Treffort, Aufenthaltsplatz, dann auch nachts als Schlafplatz, sowie als Austauschort und Meditationsort dankbar nutzen. Das Wetter ist zwar für einen Juni kühl, aber recht trocken, es ist uns hold. Dort im Park sind die Menschen nicht in Eile, sie haben Zeit – die Natur nimmt sie in den weiteren Rhythmus. Oder sie sitzen auf einer Bank. Ich kann sie in Ruhe ansprechen. Ich bemühe mich, nicht aufdringlich zu sein, aber ich gestehe mein inneres Vergnügen daran, dass sie erstmal nicht gleich weitergehen können, dass ich es bin, der weggeht, wenn ich aufgabe oder wenn ich Erfolg hatte. Nun gut, ich gehe zu einer attraktiven Dame, die einen Hut trägt und auf einer Bank liest. Ich frage sie um eine Gabe. Sie schaut mich wach und entgeistert an. Wir sprechen jetzt Englisch auf ihren Wunsch hin. Das habe sie noch nie gemacht, jemandem Geld zu geben. Wieso ich denn auf die Idee käme, dass sie Geld hätte. Ich erkläre, dass sie so auf mich wirke, dass ihr Leben Geld braucht, und dass ich zur Zeit auf der Straße leben würde und keines hätte. Sie lässt nicht locker, will wissen warum ich kein Geld habe. Es ist eine Absprache in unserer Peacemaker-Gruppe, keine Rolle zu spielen, direkt gefragt also, die Wahrheit zu sagen, unser Projekt zu erklären, Zeugnis abzulegen von der Armut und Obdachlosigkeit, indem wir selbst für einige Tage so leben. Von dieser Erfahrung her können wir dann ganz anders mit notleidenden Menschen umgehen, sie neu verstehen, und es ändert sich auch unser gesamter Blick auf die Wirklichkeit. Also, ich erkläre der Dame auf der Bank, was ich hier mache. Sie ist immer noch irritiert. Ich sage dann als letztes: Es ist die Entscheidung Ihres Herzens, was Sie jetzt tun! Danach will ich gehen. Sie greift in die Tasche, gibt mir 2 Euro: Ich tue jetzt etwas das allererste Mal in meinem Leben. Viel Glück auf Ihrem Weg!

Irgendwann wird mir klar, dass jedes Betteln eigentlich eine Begegnung ist, eine Begegnung mit einem Menschen, seinen Motiven und Gedanken und Vorstellungen, seinen Gefühlen und dem, was zwischen uns geschieht. Egal, ob ich was bekomme oder nicht, es ist eine Begegnung. Darum ist Betteln für mich kostbar, aber darum ist es auch so anstrengend, weil es so eine eigenartige Form von Begegnung ist. Ich habe große Achtung vor allen Menschen, die ihren Lebensunterhalt erbetteln, es ist härter als viele Arbeit!!

Du, die Du wirklich hier lebst, nicht unbedingt auf der Straße, aber in einem Heim, in der Armenstube frühstückst. Du bist aus Afrika, bist eine junge schöne Frau, mit verzweifelten und zugleich sehr wachen Augen. Du liest am Tisch das Neue Testament auf Deutsch und fragst mich, was „leiden“ bedeutet. Ich versuche es zu erklären, auf Deutsch, auf Englisch. Du verstehst. Du, die Du noch dazu hier in der fremden Kultur gelandet bist. Vielleicht hast Du Furchtbares erlebt in Deinem Heimatland, Vergewaltigung, Vertreibung, Todesbedrohung... Nun erlebst Du Heimatlosigkeit gleich in doppeltem Sinne. Du, die Du wirklich hier bettelst, Du hast nicht die Wendigkeit meines Deutsch, nicht die Ausdruckskraft meiner privilegierten Ausbildungen und Sprache. Du hast nicht den Hintergrund, nach fünf Tagen wieder in Deinen Reichtum zurückzukehren. Du, die Du wirklich entwürdigt wirst durch die Blicke, durch jedes Nein, wenn Du bettelst. Du, die Du mir begegnest mit leuchtenden, notvollen Augen, Du...

„Ich gelobe Verschiedenheit zu sein!“

Ich setze mich in die Fußgängerzone zum Betteln, stelle meinen Pappbecher vor mich hin. Von einem Schaufenster werde ich höflich weggeschickt. Ich sitze. Das Leben der Menschen strömt an mir vorbei. Blicke, eher beiläufig signalisieren mir: ah, er ist gescheitert, oder auch: schon wieder ein Nichtstuer, der andere ausnutzt, oder...? In einer Stunde bekomme ich 50 Cent. Das ist ein schlechtes Geschäft. Wie lange muss man sitzen, um sich das Essen für einen Tag zu erbetteln. Nicht jeder kann einfach die Menschen ansprechen, wie ich das meistens tat. Die Blicke treffen einen hier. Ich kann nicht ausweichen in die Neutralität. Und die Froschperspektive ist etwas eigenes. Irgendwann kommt mir alles vor wie ein verrücktes Spiel: Reichtum, Geschäftigkeit, Besitz, Armut, Erfolg, Scheitern... was treiben wir da mit unglaublicher Anstrengung, mit Schmerz und Versagen, was treibt uns da?

Wer aber sind wir wirklich, sage mir wer du bist!

Etwas geht mir in diesem Sitzen auf: Ich bin anders! Darum die Blicke, darum auch die Abweisung, mir nichts zu geben. Ich glaube, dass das selten Geiz ist, es ist eher dieses sich nicht mit dem Phänomen Armut, Scheitern, Not verbinden zu wollen. Es wird geleugnet, dass es das gibt. Und dieses Leugnen störe ich. Darum bin ich eine Störung im Stadtbild. Das ist meine „Macht“. Was löse ich in den Passanten aus, wenn sie weitergehen, einfach nur durch mein Dasein? Mir wird klar, dass ich die Andersheit jedes Menschen präsentiere. Alle sind anders, alle sind verschieden. Als jemand, der aus dem Weltbild einer modernen Großstadt herausfällt, bin ich Präsenz dieser Andersheit. Ich sitze also hier im Tiefsten auch für alle die, die da vorübergehen, ich sitze hier, um auch ihre Andersheit, unser aller Verschiedenheit zu würdigen. Ich sitze. Meditation der Verzweiflung, des Ausschlusses, im Staub der Straßen.

Du, der Du wirklich hier sitzt auf der Straße und bettelst. Der Du tagtäglich die Entwürdigung erträgst, dort gesehen zu werden, übersehen zu werden, nicht in diese Gesellschaftsordnung zu passen. Du, der Du nichts weißt von Meditation und tieferer Wirklichkeit, der Du nicht die Illusion von Reichtum und Armut siehst, sondern nur Deinen Hunger, Deine Entwürdigung. Du bist vielleicht so alt wie ich oder auch jünger. Und Dein Leben ist irgendwie schon zu Ende. Und die Wege, die ich gehe, sind Dir nur deshalb verschlossen, weil wir Menschen heute die Idee von Besitz im Kopf haben. Nur weil Du kein Geld hast, diese Blechstücke und Papiere, die wir Geld nennen, nur darum bist Du in der Verzweiflung anstatt im Glück und Lieben und Suchen und Gestalten und Denken und Lernen und und und. Vielleicht kommen andere Dinge dazu, die Du erlebt hast, wie seelische Krisen, Alkohol, Drogen, zerbrochene Liebe, abgebrochene Schule usw. Aber Deine Armut gibt dem die Schärfe, lässt Dich in dem Teufelskreis leben und... womöglich untergehen, ganz untergehen. Du, der Du wirklich da sitzt und verzweifelt bist. Ich möchte Dir von meinem Geld geben, von meinem Brot, von meinen Wegen, von meinen Erfahrungen, von meiner Liebe. Ob ich Dich finde? Ich verneige mich vor Dir, der Du Dich entwürdigen lassen musst, um zu überleben. Du... Dein Name ist wie der Staub der Straßen!

obdachlos

In den Stunden der Kraft und der Ruhe, in der Zeit, wo vielleicht die Sonne etwas scheint, wenn die Stadt und der Park mit Leben gefüllt sind, ist es ein Gefühl von Freisein, so ohne Haus, ohne Auto, ohne großes Gepäck. Aber wenn es kalt wird und dunkel und alle an ihre Orte gehen, in ihre Geborgenheit, wenn ich müde bin und traurig und eine Zuflucht suche, mich zu bergen, ungesehen zu sein, sicher zu sein, mich zu wärmen, mich auszuschlafen, anstatt nachts den Platz wechseln zu müssen, dann wird Obdachlosigkeit zur Wunde. Es zeigt mir, dass ich keinen Ort habe in der Gesellschaft, bei den Menschen. Es zeigt mir, dass ich nicht sein sollte. Das ist der Schmerz von Obdachlosigkeit! So grundlegend ist unser menschliches Bedürfnis nach einem Ort auf dieser Erde, einem Ort bei und mit anderen Menschen, einem Ort im Sinnkreis des Arbeitens, Gestaltens, Liebens und Ruhens, so grundlegend ist dies, dass es an unsere existenziellen Tiefen rührt, wo wir kein „Wo“ haben, wo unser „Wo“ ständig bedroht ist, wo uns das „Wo“ nicht gegönnt ist. Obdachlos sein in seiner ganzen Radikalität heißt eigentlich tot sein zu sollen, nicht mehr zu leben in dieser Welt der Formen, der Materie, der dinglichen und lebendigen Wirklichkeit. Das muss man aber erfahren. Ich erlebe es im Kleinen auf der Parkbank, als es kalt ist, ich kaum geschlafen habe, weil wir vom Schlafplatz fliehen mussten morgens gegen 3 Uhr, als ich totmüde bin, als ich nicht schlafen kann wegen der Kälte, als kein Mensch da ist... Nur, dass ich weiß, dass ich in 24 Stunden wieder in meinem Obdach sein werde.

Du, die Du wirklich obdachlos bist, dass Du keine Bleibe hast, dass kein Mensch Dich aufnimmt, dass Du nicht weißt wohin. Du bist vielleicht geflohen vor Dingen, die so schrecklich sind, dass ich sie mir nicht einmal

vorstellen kann. Du wirst das nie sagen, was Du erlebt hast. Du wirst darum kein Obdach bekommen von unserer Gesellschaft, kein Asyl hier in einem der reichsten Länder der Erde, das Menschen aus vielen Ländern zurückschickt, abweist, das eine panische Angst hat vor Flüchtlingen...

Ihr, die Vielen, wie ich las, 50 Millionen flüchtende Frauen, Männer, Kinder, Jugendliche auf unserer Erde; Ihr, die Ihr verzweifelt und verwundet keine Heimat habt, nicht in unseren Obdachlosenheimen landen könnt, womöglich heimatlos sterben werdet an Kälte, Hunger, Entkräftung, menschlicher Härte anderer. Ihr, deren Füße Blutschrift zeichnen auf unsere gemeinsame Erde, in den Sand, in den Staub der Straßen, wo unsere Namen sich berühren, Ihr, die Ihr obdachlos seid, heimatlos, vertrieben vom Ort Menschlichkeit und Erde.

Ihr, ich gelobe obdachlos zu sein im Herzen mit Euch, Ihr, die Vielen...

Ortlose Heimat

Wir sitzen regelmäßig in der Meditation unter den großen wunderbaren Bäumen im Park. Es entsteht ein schönes wortloses Miteinander von Wandernden, Joggern, Obdachlosen, Meditierenden, Liebespaaren, Hasen, Vögeln, alten Bäumen und Gras. Wir meditieren, indem wir sind. Einfach ohne etwas zu tun, zu wollen. Dies ist Urweise von Menschsein, von Leben. Zu dieser Urweise kehren auch die Armen, die Bettelnden, die Obdachlosen in gewisser Weise hin, denn da ist viel Zeit, wo nichts ist. Nur hat

niemand ihnen den Weg gezeigt. Das ist der Unterschied. So legen wir Zeugnis ab von der Not, der Armut, dem Leben auf der Straße, von all unseren Erfahrungen und Begegnungen während des Tages und der Nacht. Zeugnis ablegen, das meint nur wahrnehmen, dass das so ist, wie es ist, ohne zu werten: Wachheit, Awareness, der innere Zeuge, die innere Zeugin erwacht. Das ist Kontemplation. Nichts mehr ausschließen von der Wirklichkeit. Und dann kann es geschehen, dass es sich weitet in uns. Ich bin, aber nicht mehr der bettelnde, meditierende Mann mit Namen und Adresse; ich bin Weite – und in dieser Weite findet alles von selbst seinen Ort. Innen ohne Außen, es gibt kein Außen, es gibt keine Grenze dazwischen; alles findet Ort in diesem Bin, dieser Weite: alle Straßen und Namen und Passanten, alle Gier und alle Not, alle Obdachlosen und Fliehenden und Heimatlosen – dort ist Ort von uns allen: immer und immer und jetzt, in diesem Augenblick. Im ortlosen Jetzt der unendlichen Weite ist alle Obdachlosigkeit, sind alle Menschen, alle Wesen beheimatet. Für mich also heute Pilger zu sein, obdachlos im Herzen, mich nicht festzumachen an System, Religion, Dogma, Einsicht, Methode oder was auch immer, ist meine Teilhabe an der Obdachlosigkeit vieler Menschen heute in vielen Ländern der Erde. Es ist die Offenheit, in meiner tiefsten Wirklichkeit Heimat zu sein für alles, was ist. Dies ist reines Geschenk, ich muss nicht betteln dafür, ist das Zukommen des Unendlichen als Leere und Liebe.

Stinkend fahre ich mit dem Zug zurück nach Luxemburg und freue mich an meiner Wohnung, Dusche und Bett, an Essen und Wasser, für das ich nicht bettelnd mich entwürdigen muss. Im Herzen bleibe ich berührt von den Menschen auf der Straße. Eure Namen sind geschrieben in den Staub der Straßen – möge mein Herz dieser Staub sein, wo Eure Namen geliebt sind.

Grevenmacher, im Juli 2007, Satnam